Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 6

Artikel: Wurzeln unter dem Wasser
Autor: Galvarriato, Eulalia
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160959

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zur Weltliteratur bekennt, und wir müssen es heute mehr als je tun, bedeutet das Erscheinen dieser Übersetzungen ein dichterisches, künstlerisches, geistiges und menschliches Ereignis, das wir nicht hoch genug werten können. Vor allem den Jüngeren unter uns sollte diese Leistung Vorbild, Ansporn und Ermutigung sein, zeigt sie uns doch, wessen unsere Sprache noch immer fähig ist, wenn sie von einem Meister geformt und gestaltet wird, der sich an Maß und Norm hält. Mit dem Dank verbinden wir die Verpflichtung, das übernommene Werk der kommenden Generation weiterzureichen.

WURZELN UNTER DEM WASSER

VON EULALIA GALVARRIATO

Er erfuhr es vor allen anderen. Man sagte es ihm eines Tages in der Provinzhauptstadt. Und wie zufrieden war er doch dorthin gegangen! Er war an jenem Morgen aufgestanden wie immer, ja, wie immer, und darauf in seinen Garten gegangen, und im Garten war auch alles unverändert, alles taufrisch, alles noch in sich verschlossen dem Boden zugewandt, voll Vertrauen die Sonne erwartend. Voll Vertrauen: das war der rechte Ausdruck. Als ob auch dieser Tag, der da gerade anbrach, wie alle anderen verlaufen würde. Auch er war voll Vertrauen und heiteren Herzens in die Stadt gegangen, hatte dort einiges erledigt, gut gegessen und sich darnach, unter den Arkaden am Platz, in einen Korbstuhl gesetzt und Kaffee bestellt. Die Sonne schien, und auf den Steinplatten lagen um diese Mittagsstunde Licht und Schatten hart nebeneinander. Er fühlte sich glücklich. Glücklich darüber, hier zu sein, nichts zu tun zu haben als Licht und Schatten zu beobachten, nicht von der Zeit gedrängt zu werden und sie frei und unbekümmert dafür zu verschwenden, den Spatzen zuzusehen, die dicht vor ihm auf dem Boden durcheinanderflatterten und ein paar goldgelbe Strohhälmchen aufpickten.

Ja, er war überaus glücklich gewesen.

Und dann so etwas! Wer hätte sich das auch ausdenken können, so eine unglaubliche und ungeheuerliche, eine völlig unnatürliche Sache.

Das wollte ihm gar nicht in den Kopf, dazu bedurfte es erst einiger Zeit. Großer Gott, und ob es der bedurfte!

«Aber ja, wenn ich's dir doch sage: man will in dieser Gegend einen Stausee anlegen, und verschiedene Dörfer, darunter auch das deine, werden dadurch unter Wasser gesetzt.»

Er mußte wie ein Tölpel ausgesehen haben, als er das hörte. Er rührte sich nicht, starrte den Mann nur an, ohne weiter zu fragen. Was sollte er auch fragen? Die Worte wirbelten ihm im Kopf herum, ohne sich zu Begriffen zu formen. Stausee: was heißt das, Stausee? Unter Wasser setzen: was soll da unter Wasser gesetzt werden? Bah, was für ein Unsinn!

«Aber ja, wenn ich's dir doch sage.»

Und bevor er es noch mit seinem Verstand erfassen konnte, fühlte er es schon in der Brust, einer kleinen Schlange gleich, die sich, unablässig beißend, ihren Weg bahnt. Als er dann den Platz wieder betrachtete, ließ die Sonne die Steine dort noch immer gleißend aufleuchten, stählern: das war jetzt wie ein Schrei.

Er zahlte schnell, es drängte ihn nach Hause. Er war von der gleichen Unruhe befallen, die uns quält, wenn jemand, fern von uns, krank liegt. Er mußte das mit seinen eigenen Augen sehen, auskundschaften, um sich zu beruhigen und sich zu überzeugen, daß alles unverändert war.

Er kam gegen Abend an und ging über den Bach am Hang. Das Wasser rauschte wie immer, sprang fröhlich, wie immer, über die vertrauten Steine. Er hielt eine geraume Weile dort ein und sah zu, wie sich das Rohr und die Binsen am Ufer von der Strömung wiegen ließen, ihrer Liebkosung sich beugend und darnach sich wieder hebend in vertrauensvoll glücklichem Spiel. Und dieses sanfte Spiel der Binsen und das Wasser, dieses Fließen des Wassers, das ihm wie über die eigene Brust hinglitt, nahmen nach und nach die Beklemmung von ihm.

Dann betrat er seine Straße: alles war dort wie sonst. Welch schlechten Scherz hatte man sich da mit ihm machen wollen? Einige Jungens trieben ihre Kreisel an; es mochten die Söhne des Hufschmieds sein. Und ein anderer, der blonde, mußte, der großen Ähnlichkeit nach, der Maria la Onza gehören. Plötzlich überkam ihn ein Gefühl warmer Zuneigung für sie; waren sie doch auch etwas ihm Zugehörendes. Wie hatte ihm das bisher nur entgehen können? Sie waren auf der Dorfstraße und trieben ihr Kreiselspiel, so als ob sie da aufgeschossen wären, genau wie das Gras zwischen den Steinen oder die Büschel wilder Minze, die im Dorf an allen Ecken und Enden wuchern und die gerade jetzt diesen Duft verströmen... Ach, er erkennt ihn wieder, diesen Duft, er ist so lebendig, als ob er aus lang versunkenen Jahren aufs neue zu ihm käme, aus der Zeit, in der er selbst noch ein Junge gewesen, und als er es war, der, genau wie diese jetzt, seinen Kreisel trieb, namenlos, nur ein Schößling unter anderen, da auf der Straße, auf dieser gleichen Straße.

«Du, komm doch mal her! Bist du nicht der Juanín?»
«Jawohl, Herr.»
«Der Sohn vom Juan.»
«Ja.»
«Der Enkel vom Juanón.»
«Ja.»
«Und ihr dort?»
«Der gehört der Onza, und der dem Müller.»

Ja, ja, dem Müller; immer war einer vom Müller dabei. Zu seiner Zeit war das der Anton gewesen, der dann später nach Amerika ging und nicht zurückkam. Anton, Rosas Bräutigam.

«Mögt ihr ein paar Kirschen? Dann kommt mit in meinen Garten, ich gebe euch welche.»

Sie liefen neben ihm her, eine ganze Schar, die sich drängelte und durcheinandersprang wie junge Hunde. Um seinen Garten liefen hohe, glatte Mauern; die hatten ihn immer gegen die Jugend geschützt. Zwar war für kühne Jungensbeine die Höhe nicht von Bedeutung, aber oben auf der abgerundeten Kante blitzten in der Sonne eine Unmenge Scherben von zerbrochenen Flaschen, die dort aufgesteckt waren, die scharfen Spitzen nach oben. Arme Hand, die es da gewagt hätte! Und sie hatten es auch nicht gewagt. Aber jetzt wirbelten die Jungen durch seinen Garten, sprangen zum Brunnen, zu einem Baum, verloren sich im Gebüsch, glücklich in einem bislang unbekannten Reich, nichts wie unbeschwerte Fröhlichkeit. Zwei waren sofort auf den großen Kirschbaum geklettert, und es kam ihm vor, als ob dieser erst jetzt, mit den Jungen in den Zweigen, zu vollem Leben käme. Kinder und Kirschen so zusammen, welche Freude konnte das bedeuten! Und er, er hatte nie daran gedacht.

Beinahe hätte er darüber alles vergessen. Aber da war es wieder, da schob es sich wieder vor und biß — das Schlänglein, das bewußte. Es konnte nicht sein. Wie sollte das denn sein können? Wer würde etwas so Ungeheuerliches verfügen?

Niemand im Dorf wußte etwas davon. Jeder Morgen begann damit, daß die Dächer des Dorfes, eins ums andere, oder auch mehrere zusammen, fast auf die Minute, den Rauch eines warmen Heimes aus ihren Kaminen steigen ließen. Die Türen öffneten sich, und die Leute traten heraus ins Licht des neuen Tages.

«Guten Morgen. Wohin gehst du?»
«In den Wald.»
«Wohin so früh schon, Mädchen?»
«Zum Brunnen, uns ist heute Nacht das Wasser ausgegangen.»
«Wohin?»
«Zum Waschen an den Fluß.»
«Wohin?»

«Aufs Feld, mich nach dem Getreide umsehen.»

Und auch ohne die Augen zu schließen, so, wie er hier ruhig in der Türe seines Hauses stand, sah er ganz deutlich den Wald mit seinen Kastanien und Eichen, sah den Brunnen; es klang ihm das Gelächter der jungen Mädchen in den Ohren wider, während sich das Wasser in die Tonkrüge ergoß, und er sah, wie ihre Gestalten sich im gleichen Takte wiegten, wenn sie mit ihrer Last auf stolz erhobnem Kopf zurückkamen. Er sah auch die Weizenfelder, ein goldenes Wogen im Wind. Und den Fluß... Und klein, fast nur wie winzige Ameisenbahnen, sah er die nach beiden Seiten des Tales verlaufenden Wege, die sich kreuzten wie Adern. Und wie in diesen das Blut ununterbrochen strömte, so waren sie durch immer wieder nachströmendes Blut und die nicht abreißende Kette vieler lebendiger Füße entstanden.

Es konnte nicht sein. Dort auf dem Hügel liegt der Friedhof, dieser ernste Mauerwall, dieser kleine umfriedete Raum, dem die Liebe aller galt, die Wiege des ganzen Dorfes: ja Wiege, Wiege, seiner Wurzeln Grund. Es konnte nicht sein.

Niemand wußte etwas davon. Wenn er des Nachts aufwachte, überfiel ihn, noch ehe er bei vollem Bewußtsein war, plötzlich ein beißender Schmerz. «Was tut mir denn weh? Ach ja, ich weiß schon: alles...!» Und er ließ seine Blicke über die getünchten Wände seines Schlafzimmers wandern und verweilte bei jedem Bildchen, jeder abgestoßenen Mauerstelle. Wie gleichgültig war er doch gewesen!

Er mußte darüber sprechen. Man mußte etwas tun, irgendetwas würde sicher zu erreichen sein. Außerdem würde es ja gar nicht wahr sein. Wenn es das wäre, müßte es doch der Bürgermeister wissen, aber der Bürgermeister wußte nichts. Denn wenn er es wüßte, würde er es ihm gesagt haben. Es war also nicht wahr, war nicht wahr. So lange der Bürgermeister nichts sagte... Aber wenn er ihm dann irgendwo im Dorf begegnete, sprang ihn die Angst an, daß er vielleicht etwas sagen könnte, und er dachte nicht daran, ihn zu fragen... Er sah vielmehr in instinktiver Abwehr weg und wäre am liebsten in den Erdboden versunken. Aber der Bürgermeister ging mit einem «Grüß Gott, Pedro» vorbei, oder einem «Ein schöner Tag zur Feldarbeit heute», was einer Befreiung gleichkam. Nein, nein, es konnte nicht wahr sein.

Man hätte meinen können, er habe erst jetzt gelernt, die Straßen des Dorfes wirklich zu sehen. Früher gab er, so gut er sie auch kannte, gar nicht acht auf sie. Aber jetzt, seit jenem Tag, seitdem diese Drohung sein Herz beschwerte, betrachtete er sie zögernden Schrittes voller Liebe und ließ seine Augen ein ums andere Mal über jede Fassade hingehn. Er mußte krank sein, anders war so etwas gar nicht möglich: er war doch ein starker Mann, galt als hart, und die Leute nannten ihn einen egoistischen Junggesellen. Er mußte krank sein; denn jetzt trieb ihm schon ein Blümchen, das auf einem alten Dach verloren blühte, das Wasser in die

Augen, ohne daß er sich dagegen wehren konnte. Oder irgend etwas anderes, ganz Bedeutungsloses, wie der Duft der Minze in den alten Gäßchen.

Wieder und wieder ließ er seine Augen langsam und liebevoll über die bekannten Häuserfronten gleiten; es war, als ob er sie erst jetzt entdeckte. In der Pflege der Balkone schien unter den jungen Mädchen nachgerade ein Wettbewerb zu bestehen, wer den schönsten besäße, denn die meisten konnten die Blumenfülle kaum fassen. Aber den Sieg, da gab es gar keinen Zweifel, trug Rosas Balkon davon mit seiner von zartlila Blütentrauben übersäten Schlingpflanze. Als Kind war Rosa oft auf diesem Balkon gestanden. Damals rankte sich die Pflanze, die auch noch ein Kind war, erst einmal um das Gitter und stieg dann an der Hauswand empor, dabei den ganzen Balkon überquerend. Und auf dem ganzen Weg ließ sie ihre lila Blütentrauben niederpendeln: es sah aus, als ob eine Girlande das Mädchen umgäbe. Und er hatte sie von unten, von der Straße her, betrachtet, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Mädchen und die Blüten genau auseinanderzuhalten, die ihm, wenn er es auch nicht ausdrücken konnte, als ein einziges großes Wunder erschienen.

Da drüben geht der Bürgermeister. Er ist zu dieser Zeit viel unterwegs.

Und Pedro desgleichen. Auch er geht die Umgegend ab, läuft in den Wald, steigt auf den Felsvorsprung am Hang und betrachtet von dort aus das Dorf: das Dorf duckt sich um seine Kirche, als ob es Schutz suche; der das Dorf überragende Turm scheint es zu verteidigen und jeden zum Kampf herauszufordern, dem es in den Sinn kommen sollte, ihm Schaden zuzufügen.

«Du sprichst überhaupt mit niemand mehr, Pedro.»

«Warum sagst du das? Ich bin der gleiche wie immer.»

«Man könnte meinen... du fliehst vor etwas...»

Fliehen... ganz richtig. Er flieht vor ihm, dem Bürgermeister. Flieht davor, daß er es wissen und ihm sagen könnte. Solange er nichts davon weiß, wird es auch nicht sein, wird's nichts sein als ein übler Scherz. Der Bürgermeister würde nicht schlecht lachen, wenn er wüßte, daß er das glaubt, was er glaubt! Aber nein, er glaubt es ja auch gar nicht, es kann nicht wahr sein.

Von hier aus ist Rosas Balkon gut zu sehen; einen Schritt weiter wird sich der Turm dazwischenschieben und ihn verdecken. Aber er kennt den richtigen Platz ja genau, ist er doch von Kind an so oft hierher gegangen, um den Balkon zu betrachten! Denn Rosa, die machte sich nie etwas aus ihm; die hatte den Anton gern, den vom Müller, den Anton, der nach Amerika ging und sie zurückließ, und auf den sie wartete. Das war es eben: gegen eine Erinnerung ließ sich nicht kämpfen. Ja, wenn Anton dagewesen wäre, ein junger Mann unter anderen, und er sich mit ihm hätte auseinandersetzen können! Aber so, was galt schon sein glänzend zurückgebürstetes Haar gegen das erträumte, gescheitelte des Ab-

wesenden? Was bedeuteten die Lieder, mit denen er ihr den Hof machte, gegen die so heiß ersehnte Stimme des anderen? Beim Vergleich kamen seine blütenweißen Hemden, die frisch geschnittene Nelke zwischen den Lippen und seine viel größere Geschmeidigkeit beim Tanz gar nicht zum Zug, sondern blieben wie verschattet, glanz- und farblos gegenüber Glanz und Farbe des Erträumten. Und Rosa hatte für ihn nur ein wehmütiges Lächeln, aus dem er sich allerlei herauslas, wie «Hab schönen Dank, ich weiß schon, daß du mich liebst und ich dich hätte lieben können. Dieser neue Hut steht dir wirklich ausgezeichnet, und ich höre deine Lieder nachts vor meinem Hause gern, aber... Anton wird schon zurückkommen, weißt du, und mein Herz gehört nun einmal dem Anton, ich liebe ihn, und für mich gibt's keinen außer Anton.» Er hätte gerne einmal den Anton, dort drüben, in Havanna, gesehen, wo er vielleicht als kleiner Angestellter hinter einem Ladentisch stand und Stockfisch verkaufen mußte. Aber das änderte nichts: sie wartete auf ihn. Und wartete noch immer; denn Anton war nicht zurückgekommen. Was blieb da anderes übrig, als es aufzugeben, ihr den Hof zu machen? Und so kam es, daß er ihr Fenster und den Balkon mit seinen lila Blütenranken nur noch verstohlen von diesem Platz aus betrachtete.

Auch der Bürgermeister war auf dem Rückweg dort stehen geblieben und sah nach dem Dorf aus. Je mehr er ihm ausweicht, desto mehr hat es den Anschein, als ob sie beide die gleichen Wege aufsuchten. Nun, er sucht den Bürgermeister gewiß nicht. Aber suchte der Bürgermeister vielleicht ihn? Doch geht er schon weiter.

In nächster Nähe, am Hang oben, liegt der Friedhof; aber er umgeht diesen lieber und klettert den steinigen Pfad hoch, der oben herumführt und ihn von rückwärts beherrscht. Er steht damit höher als die Mauern reichen, direkt über dem Friedhof, dem kleinen, der nun ganz offen, wie ein bescheidenes Tüchlein ihm zu Füßen hingebreitet, vor seinen Augen liegt. Er hat ihm nie Angst eingeflößt, sondern eher ein Gefühl der Zärtlichkeit, wie für ein trauriges Kind, so klein wie er ist und so still, von Gras überwachsen und darin halb verborgen!

Nein, es konnte nicht sein, konnte nicht sein. Was würde dann aus den armen Toten werden?

Der Bürgermeister betrachtet dort das Dorf noch immer. Sieht's lange an, zu lange. Nun, er wird jetzt die Begegnung mit ihm suchen, er will diesen absurden Zweifel nicht länger, will schließlich wissen...

«Hola, Juan.»

«Hola, Pedro.»

«Du wanderst jetzt aber viel herum...»

«Du auch...»

«Ich seh' mir das Dorf gern von hier aus an; es ist so schön.»

«Ja, das ist's. Schau dir den Fluß an, ist's nicht als ob er das Dorf umarmen wollte?»

«Und das Dorf läßt sich's gerne gefallen...»

«Ja, wie eine zärtliche und zugleich doch auch stolz zurückhaltende Frau. Hör zu, ich wollte dich schon seit Tagen sprechen, aber da man dich nie sieht...»

«Was willst du mir denn sagen?»

«Ich wollte, ich müßte es nicht, aber es ist schon so. Wenn du's weißt, erlaß mir's darüber zu reden.»

Er senkte den Kopf.

«So ist's also wahr?»

«Ja, wahr.»

«Wann?»

«Noch weiß ich's nicht genau. Bald. Ich werde dir's sofort sagen.»

«Das braucht's nicht. Es ist mir gleich. Ich werde so als letzter weggehn.»

Sie schwiegen und betrachteten das Dorf.

«Wie hübsch das alles ist! Sieh dir den Turm von hier aus an!»

«Es gibt nichts Ähnliches. Sieh die sanfte Neigung hinunter zum Fluß, schau dir diese Wiesen an, wie sie das Ufer säumen...»

«Und mitten drin die Insel mit den Pappelbäumen...»

«Es ist ein wahres Verbrechen.»

«Nach ihren Erklärungen ist es eine Notwendigkeit und bedeutet einen großen Vorteil; die ganze Provinz soll dadurch gewinnen; es geht für den Staatshaushalt um viele Millionen. Da kann man nichts dagegen tun.»

«Also dann...»

Sie gingen langsam hinunter, beide die Hände in den Hosentaschen vergraben.

«Die Leute wissen noch nichts.»

«Nein. Ich habe gebeten, daß man es ihnen erst nach dem Fest der Heiligen Jungfrau sagen möge.»

«Ja, das ist auch besser.»

Sie sahen beim Gehen auf den Boden. Auf den Boden mit seinen kleinen, lockeren Kieselsteinen, den glänzenden und trockenen. Trocknen, großer Gott, trocknen, von der Sonne durchglühten.

* * *

Jetzt, nachdem das Fest vorüber war, breitete sich die Nachricht aus wie Feuer, griff um sich von Ohr zu Ohr, von Haus zu Haus. Es war als ob ein achtloser Fuß in einen Ameisenhaufen getreten und alles in Bewegung geraten wäre. Die Leute liefen zueinander und gingen überstürzt wieder davon, ohne ersichtlichen Grund; sie sprachen hastig aufeinander ein und ließen sich mitten im Gespräch wieder stehen. Sie wußten nicht, ob sie ihre Äcker noch bestellen oder nicht bestellen sollten, wußten

nicht, ob sie den Mais noch einbringen oder es lassen sollten. Doch, der Mais mußte noch herein.

«Bah, jetzt werden wir ja alle reich werden...»

«Sei still, du, und laß dich nicht für dumm verkaufen! Sie werden uns genau so viel geben, wie wir hier gehabt haben und kein bißchen darüber.»

«Der Bürgermeister sagt...»

Der Bürgermeister war darauf bedacht, ihnen das Schönste und Beste zu versprechen. Er hatte Angst vor dem Schmerz der Leute, sie taten ihm leid, und er wollte ihren Kummer durch Versprechungen mindern: jeder würde sein eigenes Haus bekommen, und zwar ein schöneres als das bisherige, ein ganz neues, weiß gestrichenes, mit Gitterwerk vor den Fenstern, fein wie Spitzen. Und einen Obstgarten dazu.

Die jungen Leute waren bald dafür. Der erste Schock der Bitterkeit und Auflehnung wurde schnell abgelöst von der verführerischen Hoffnung auf das Neue, das sie sich, eben weil es neu war, als besser vorstellten. Gleich den kleinen Kindern, die mit ihren Augen das Flackerlicht des Wachsstockes in der Hand des Vaters, wie gebannt, verfolgen, so sahen die jungen Leute des Dorfes wie geblendet in das Licht ihrer Hoffnungen. Neu! Ein ganz neues Dorf! Und sie sahen schon die schmucken, neuen Häuschen voller Sonne, die gepflasterten, breiten Straßen, dazu die großen Plätze mit rundgestutzten Bäumen und Musikpavillons und sich selbst mit blütenweißen Hemden und nagelneuen Anzügen.

Mit den Alten war es schon anders. Sie liefen herum wie vor den Kopf geschlagen, noch tiefer zur Erde gebückt als sonst, und mochten kaum über die ganze Sache sprechen. Man sah sie ziellos durch das Dorf gehen, oder vor den Türen ihrer Häuser stehen, Schatten gleich, in einer Betäubung, die verstummen macht und die ihnen Arme und Gesicht erstarren ließ und ihre Augen übermäßig weitete.

Die Leute gingen und kamen, sich das neue Dorf ansehen, das in aller Eile für sie erstand.

«Ich habe unser Haus gesehen. Es ist wunderschön! Und das eure ebenfalls. Da ihr mehr Personen seid, ist das eure sogar noch schöner. Wart ihr noch nicht dort, um es euch anzusehen?»

«Ich nicht. Der Junge ist, glaube ich, hingegangen. Für mich ist das ohne Bedeutung.»

«Sagt das nicht. Die Straßen werden sich prachtvoll ausnehmen, eine wie die andere, völlig gleich...»

«Ja, ja, ich kann's mir vorstellen.»

Sie stellten es sich vor, fahl wie der Sand, gleichgültig und kalt wie dieser. Und wollten nichts davon wissen.

Er ging nun seltener aus. Die kleine Schlange, die vom Beginn, war jetzt, wo es keinerlei Hoffnung mehr gab, derart gewachsen, daß in

seiner Brust überhaupt kein Winkelchen mehr überblieb, das ihm nicht weh getan hätte. Und auch der Anblick der Nachbarn tat ihm weh; es tat ihm weh, wenn sie traurig waren, genau so aber auch, wenn sie es nicht waren. Eines Abends lief ihm Gorio, der vom Müller, singend über den Weg.

«Na, du singst, Gorio?»

«Wie Sie hören...»

«So zufrieden?»

«Aber ja, ich kann doch jetzt heiraten! Durch die Geschichte mit dem neuen Dorf soll ich ja ein eigenes Haus mit Garten bekommen, und was mein Vater noch alles für seine verschiedenen Äcker und die Mühle bekommen wird... Wenn man da nicht...»

«Schon gut, schon gut, junger Mann.»

«Jawohl, Herr Pedro. Dazu wird meine Hochzeit auch noch die erste sein, die in der neuen Kirche und im neuen Dorf gefeiert wird. Das ist doch eine große Sache, finden Sie nicht? Wir haben eine mächtige Lauferei gehabt; denn es wollen auch andere sofort dort heiraten. Aber ich bin ihnen zuvorgekommen, und meine Hochzeit wird nun die erste sein. Sie werden doch auch daran teilnehmen? Der Bürgermeister hat gesagt, er wolle das ganze Dorf dazu einladen.»

«Selbstverständlich, ich werde doch bei deiner Hochzeit nicht fehlen!»

Natürlich würde er da nicht fehlen. Die erste Hochzeit! Er konnte gut verstehen, wie der Gedanke den jungen Burschen berauschte, sich als Ursprung, als Wurzel zu fühlen; er freilich hatte es nur dahin gebracht, sich als letztes Zweiglein zu empfinden, ein schon so unwiderruflich letztes und so nutzloses. Die erste Hochzeit im neuen Dorf! Wann mochte in diesem, seinem Dorf, die erste Hochzeit gewesen sein? Die letzte hatte vor knapp zwei Monaten stattgefunden. Er stellte sich die unübersehbare Zahl der Paare vor, die zwischen dieser ersten und der letzten, strahlenden Auges, Arm in Arm durch das Hauptportal der Dorfkirche geschritten waren, diese nie abreißende Kette, zu deren Gliedern auch seine Eltern gehört hatten, seine Großeltern, seine Urgroßeltern... Wie hätte er singen können, wenn doch jetzt dieser, gerade dieser Platz für immer verloren ging? Trotzdem, Gorio sang. Aber da bestand eben ein Unterschied: Gorio empfand sich als Wurzel und er, mehr denn je, nur als letzten, schwachen Zweig, der von dem Saft lebt, der ihn über den Stamm aus der Erde erreicht.

Auch anderen erging es so, und er wußte nicht, was ihn mehr schmerzte. Da saß der arme, alte Gevatter Francisco, wie seit Jahren, vor der Türe seines Hauses, den fast nutzlos gewordenen Stock zwischen den Händen und die Krücken neben sich an die Wand gelehnt. Wie viele Jahre mochte der Alte schon so verbracht haben? Er hatte sich in seinem Egoismus nie um ihn gekümmert. Aber jetzt wurde er von ihm gerufen:

«Pedro, komm doch einmal her.»

«Was gibt's zu berichten, Gevatter Francisco?»

«Berichten? Ich habe nichts mehr zu berichten. Aber du, von dir möchte ich etwas wissen. Ist das wahr? Seitdem ich von dem Gerede erfahren habe, sitzt etwas hier drinnen, etwas, was an mir frißt. Sag du mir's, Pedro, du mußt es ja wissen: ist's wahr, daß der Stausee das Dorf verschlingt?»

«Ja, Francisco, es ist wahr, und wir werden daran nichts ändern können.»

«Und ‚sie'? Was machen sie mit ihnen?»

«Sie, Gevatter Francisco, sie sind die Glücklicheren; sie erreichen das, was man uns verweigert: sie können bleiben.»

«Ach!...»

Darauf Schweigen. Auch der kleine Friedhof dort oben schweigt, hilflos verlassen wie ein Kind.

«Aber wie, Pedro?»

«Genau so, wie jetzt, Gevatter Francisco, wie ihr ihn seht. Mit seinen Zypressen im Wind.»

«Gott sei Dank.»

Er hat es nicht über sich gebracht. Die Worte haben sich, ohne sein Zutun, im gegebenen Augenblick zu dieser Lüge geformt. Doch ist er mit dem Ergebnis ganz zufrieden; denn der alte Francisco lächelt, wie Engel lächeln mögen.

Aber es war nicht wahr. Die Wahrheit, die schreckliche, war die, daß das Wasser sie bedeckte. Es würde über sie kommen und sie langsam zudecken. Erst würden sie dieses kalte Wasser nur wie ein feines Geriesel empfinden, das vorübergeht; aber es würde nicht vorübergehen, sondern sie vielmehr einkreisen, sie bedrängen und als schweres Gewicht auf ihnen liegen, sie schließlich ertränkend, losgelöst von allem, zu Schweigen verurteilt, und für immer abgetrennt.

Seine Mutter. Sein Schwesterchen. Sein kraftvoller Vater, mit seiner sicheren Hand, seinem festen Schritt. Und alle die übrigen... Er erinnerte sich ihrer genau. Mit bitterer Wehmut ließ er die Häuser des Dorfes, eins ums andere, an sich vorüberziehen, so wie er sie aus seiner Kinderzeit her kannte. Und er sah Männer und Frauen aus den Türen treten oder aus den Fenster schauen, sah sie über die Straßen gehen, jeden einzelnen in der damaligen Tracht und seiner Art zu reden, zu gehen. Alle aufrecht wie Säulen, alle mit ihren mageren Körpern Wind und Wetter Trotz bietend, immer im Kampf. Und jetzt... ohne Möglichkeit sich zu verteidigen, hingestreckt ausgeliefert, würde das Wasser über sie kommen und sie zudecken.

Das tat ihm weh. Es löste in seiner Brust ein ganz ungewöhnliches Schmerzgefühl aus; denn es war ein neuer und andersartiger Schmerz, wie er im menschlichen Leben kaum vorkam: sie zu verlassen, sie, die Unschuldigsten, die Wehrlosesten zurückzulassen, während die Lebenden,

die Starken davongingen... Sich selbst als einen harten und starken Mann zu empfinden und dabei zugleich als einen Feigling.

Das ging den Leuten nicht ein, es war für sie das schlimmste von allem. Daß sie ihre Häuser verlieren würden, ihre Straßen zurücklassen und den Weg zu ihren Äckern vergessen müßten, daß sie die Bäume, die im Lauf ihres Lebens oder dem ihrer Kinder herangewachsen waren, nicht mehr würden betrachten können, und daß sie von dem gewohnten Platz in der Kirche Abschied nehmen müßten, damit fanden sie sich ab; aber daran, ihre Toten, allein, hier zurückzulassen, unter dem Wasser... an diesen Gedanken konnten sie sich nicht gewöhnen.

Sie stiegen an den Nachmittagen zum Friedhof hinauf und blieben dort an den Gräbern sitzen, sie beteten dazwischen und ließen ihre Augen über das Dorf und die Felder wandern, die da unter ihnen hingebreitet lagen, und viel und lange auch auf dem bescheidenen Grün ruhen, das liebevoll den Rand der Steinplatten säumte. Manchmal geschah es, daß dieses ergebene, aus stummen Tiefen steigende Abschiednehmen durch einen spitzen Schrei zerrissen wurde. Durch jemand, der sich nicht damit abfinden konnte, der zwar ganz friedlich und seinen Kummer verbeißend den ausgedörrten, steinigen Hang heraufgestiegen war, dann aber, oben angelangt, den Friedhofsmauern gegenüber, noch ehe er hineinging, sich an das Gitter der Türe klammerte und in wilde Schmerzensschreie ausbrach. Dann brandete der Schmerz der Leute, der, gezähmt, wie ein Meer mit glattem Spiegel um die Mütter, Ehegatten und Kinder gelegen hatte, plötzlich, wie vom Wind gepeitscht, hoch:

«Ach, meine arme Mutter!»

«Mein Sohn!»

«Mein armes, kleines Mädelchen, das noch kaum laufen konnte!... Es kam mit seinen ersten Schuhchen hierher — und nun soll's da zurückbleiben!...»

«Nein, nein! Unmöglich! Wir können sie nicht dalassen, können nicht zulassen, daß sie vom Wasser bedeckt werden!...»

Und aus diesem Winkel des Schweigens und der Ruhe stieg nun ein wildes Klagen auf, das sogar die Zweige der Zypressen erschauern ließ.

Aber die Zeit ging hin, und allmählich wurden sie ruhiger. Sie kamen zwar immer wieder, aber sie weinten nur noch still und schenkten auch dem Gehör, was Pedro und andere ihnen sagten.

«Es ist besser so. Was können wir denn schon erreichen? Glaubt ihr, sie möchten aufgestört sein? Sie sind hier alle beisammen, sind wie Wurzeln, und das ist ihr Reich. Wir könnten es nie als Ganzes mitnehmen. Versteht ihr? Warum sie dann herausreißen?»

Ja, die das sagten, hatten recht, und sie stimmten ihnen zu. «Sie» würden diese traurige Reise nie wollen, würden auch nie die rechte Ruhe finden in einer ihnen unbekannten und gleichgültigen Erde, unter einem Himmel, den ihre Augen nie geschaut, und einer Luft, die ihre

Hände nie berührt hatten. Man mußte sie in Frieden lassen. Sie würden hier bleiben, alle miteinander vereint, als Nachbarn, wie sie das Dorf bewohnten. Sie waren wie Wurzeln, ihre Wurzeln, und sie würden in ihrem Erdreich und unter dem Himmel mit ihren Sternen verbleiben.

Sie hingegen — was konnten sie anderes tun — würden in die Ferne ziehen. Sie würden in die Ferne ziehen, losgelöst, zerstreut, ohne Ast noch Wurzeln, wie Distelsamen.

* * *

Er ging kaum mehr aus dem Haus. Er lief durch seinen Garten, alle Wege auf und ab und besah mit größter Aufmerksamkeit jede Pflanze, ob sie auch wuchs oder vielleicht Spuren von Raupenfraß zeige, und versteifte sich darauf, zu vergessen, als ob er durch Vergessen einen Damm aufrichten und die Lawine zurückhalten könne. Was sich außerhalb seiner eignen vier Wände begab, wollte er gar nicht wissen. Aber er wußte es.

Er wußte, daß sie bereits fortzogen. Zu seinem Kummer hörte er, wie die Wagen über das Pflaster der engen Gassen holperten, ächzend unter ihrer schweren Last. Und es kamen ihm Photographien in Erinnerung von fremden, unsäglich traurigen Auszügen, die er in Zeitschriften gesehen hatte: winzige Karren unter einer unförmigen Masse von Bündeln, Stuhlbeinen, Waschschüsseln und Familienbildern und daneben, armselig und klein, ein Kind. Er wollte das nicht sehen.

Sie aber zogen aus, gingen fort ohne Protest, wenigstens ohne ihn laut werden zu lassen; jeder mit seinen Gedanken und Erinnerungen, die sich auch zu einer unförmigen Masse türmten und manchmal die verborgensten Dinge, die, die jahrelang in der Rumpelkammer oder im letzten Winkel der Erinnerung vergessen gelegen hatten, nun dem Tageslicht preisgaben. Sie gingen hin, bepackt mit ihrem ganzen Ballast, und was ließen sie hinter sich?

Ohne sie zu sehen, erriet er die Häuser, die allmählich leer zurückblieben, hohl, wie die Gehäuse der Meeresschnecken, in denen, unwiderruflich eingeschlossen, das Echo des Lebens nachklingt.

«Herr Pedro, morgen gehen schon die letzten weg.»

«Geh du mit ihnen, Manuela, richte alles ein und erwarte mich dort.»

«Aber wollen Sie denn ganz allein hierbleiben?»

«Ich komme sofort nach, mach dir deshalb keine Sorgen.»

Es war nicht an dem, daß Manuela fortdrängte, das war es nicht. Was sie dazu trieb, das wußte er recht wohl, war die Angst als letzte dazubleiben, Angst vor der Einsamkeit, die Angst vor sich selbst.

Bei ihm verhielt es sich gerade umgekehrt. Wie mit einem Toten. Er würde das Dorf nicht verlassen, ehe es das nicht war: ein großer Toter.

Und das würde es ja nicht sein, so lange noch ein Mensch darin atmete. Er wollte bis zum Ende, bis zum letzten Augenblick bei ihm bleiben. Wie bei einem Toten.

* * *

So blieb er allein zurück. Am letzten Tag stand er schon früh auf und ging in den Garten hinaus. Die Sonne hatte den Morgentau noch nicht aufgesogen. Langsam ging er all die kleinen Wege noch einmal ab, ließ die Hand über den Stamm des alten Apfelbaumes gleiten, streichelte jeden Busch und jeden Strauch. Er kam am Hühnerstall vorbei. Manuela hatte alle Hühner mitgenommen, und die Türe war offen stehen geblieben: er schloß sie und ging weiter, zurück ins Haus.

Er ging durch alle Räume, ganz heiter, das Gesicht so gespannt, daß es ihn fast schmerzte. Er wollte nicht denken, wollte keine Erinnerungen wachwerden lassen und nicht mehr lange um sich sehen. Nur keine Schwachheit zeigen beim Abschiednehmen! Eins ums andere schloß er die Zimmer ab und zum Schluß, ohne zu Zögern, die Haustüre, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging davon.

Zuerst die Straße entlang. Die Morgenfrühe war vorüber, die Sonne wärmte schon kräftig und weckte das Minzkraut aus dem Schlaf: welch ein Duft! Seine Nasenflügel bebten, und er beugte sich nieder, um sich ein paar Blättchen der Pflanze, die hier am Straßenrand wuchs, abzupflücken. Er ging weiter. Alles lag verlassen und ohne Leben. Er besah sich die leeren Häuser rechts und links, eins ums andere. Den wunderlichen Linien der Balkone und Fenster folgend, gingen seine Blicke auf und nieder, und beinahe wäre ihn ein Lachen angekommen: da waren aber auch nicht zwei ganz gleiche Häuser, nicht einmal zwei gleich hohe. Jedes hatte seine Eigenart, wie die Gesichter ihrer Bewohner, derer, die noch bis gestern ihre Bewohner gewesen waren. Aber etwas war ihnen allen gemeinsam: sie waren alle einfach, klein und voll Wärme.

Er kam vor Rosas Haus. So, wie er es als Knabe oft betrachtet hatte und später, verstohlen, als junger Mann, so hatte er es jetzt noch einmal, zum letzten Male, vor Augen. Sie hatten die Glyzinenpflanze mitgenommen, hatten sie mit der Wurzel und einem Stück Erde ausgerissen, und im Boden klaffte nun, einer Wunde gleich, ein großes, dunkles Loch. Rosa hatte sich von ihr nicht trennen können. Aber zwischen den Eisenstäben war ein knorriger, dicker Ast hängen geblieben, der älteste, erste, der nach oben gewachsen war und den er schon gekannt und geliebt hatte, als er noch ein schwaches Zweiglein gewesen.

Ganz automatisch ging er auf die Haustüre zu; sie stand offen — und er trat ein. Vom rückwärts gelegenen Hof flutete warm das Licht herein. Er stieg die Treppe hoch. Im Haus war nichts mehr; sie hatten alles, aber auch alles, weggeschafft. Er suchte Rosas Zimmer, das mit dem kleinen Fenster auf die Seitenstraße, und hielt vor der Türe ein, ohne

zu wagen, hineinzugehen. Es war völlig leer. Auf den Fliesen des Fußboden zeigten vier abgewetzte Stellen den Platz an, den das Bett eingenommen hatte; am Kopfende war an der Wand der Schatten eines Kreuzes verblieben, den das Sonnenlicht vieler Tage dorthin gezeichnet hatte. Hier war Rosa aufgewachsen, hier hatte sie seine Lieder angehört, während ihr Herz an Anton dachte. Hier hatte Rosa gebetet. Er schloß die Türe.

Er suchte den Balkon der Glyzinenranken, der jetzt ohne Blüten stand, und legte die Hand auf das Geländer. Die Sonne brannte darauf nieder und versengte ihm die Hand; er stützte sich, mit aller Gewalt, mit beiden auf das heiße Eisen; dieser körperliche Schmerz, der von außen kam, war ihm lieb, und es tat ihm wohl in den Wunden, die er seinen Händen zufügte, die Glut der Sonne zu spüren, die Leben bedeutete, hier, auf Rosas verlassenem Balkon, das leere Dorf vor Augen.

Er mußte dieses knorrige Stückchen Stamm der Schlingpflanze, deren Wachstum mit dem ihres eigenen Lebens gleich lief und mit Rosas Balkongitter verflochten war, befreien. Er zerrte mit beiden Händen daran, aber der Stamm gab um keinen Millimeter nach; er versuchte es in entgegengesetzter Richtung, mit aller Gewalt; der Stamm wich nicht; es war unmöglich, das zwischen diesen Stäben hochgewachsene und mit ihnen so verbundene Holz zu lösen. Er mußte es lassen. Vielleicht war es auch besser, wenn man hier nicht trennte. Mochte das Wasser sie zusammen antreffen und sie, Ast und Balkon, wie immer, auch unter dem Wasser vereint, zusammenbleiben.

Aber er mußte gehen. Als er sich schon dazu umwandte, sah er am Rande des Balkons, verrenkt und traurig und halb nach außen hängend, eine Puppe: sie mußte einer von Rosas Nichtchen gehören. Er hob sie auf. Sie war schon alt und ganz zerschlissen, aber er wollte sie nicht hierlassen, wollte nicht zulassen, daß das Wasser sein wildes Spiel mit ihr triebe und sie schließlich ertränkte. Er nahm sie mit sich; verloren und steif hing sie ihm von der Hand und baumelte bei jedem Schritt hin und her.

Er ging die Straße zu Ende. Überall das gleiche: alles verlassen. Auf einmal war das Geheul eines Hundes zu hören; es kam von der Höhe, von der Höhe, von der Kirchenseite her und mußte wohl «Moro» sein.

«Hierher, Moro, hierher!»

Wie fremd seine Stimme doch verhallte; beinahe wäre er über sich selbst erschrocken.

«Hierher, Moro!»

Da kam der Hund schon von oben die Straße heruntergestürzt wie ein Verrückter. Welche Freude, plötzlich, dies Gerenne, dies überschäumende Leben auf dem Pflaster der Straße! Auch «Moro» war glücklich, wie trunken vor Freude, sich nicht allein zu wissen. Er kam die Straße heruntergeschossen und stürzte sich noch in vollem Lauf auf

ihn und fing dann an, um ihn herumzuspringen mit Riesensprüngen bis zu seinem Gesicht und noch höher.

«Genug, Moro. Schon gut, schon gut. Beruhige dich nur.»

Allmählich gab es «Moro» auf und lief schließlich gelassen und ergeben neben ihm her.

Sie waren schon fast bis zum Ausgang des Dorfes gekommen. Kurz zuvor, an einem kleinen, schiefen Platz, stand das Schulhaus. Er stieg die drei Stufen hoch und stieß die Türe auf. Die Schule hatte man vergessen: nichts war da mitgenommen worden, nichts als das Kruzifix. Da standen noch, fein säuberlich in Reihen, die Bänke und Pulte und davor, hinter dem Pult des Lehrers, die schwarze Schultafel im weißlichen Kreideschimmer und die Landkarte von Spanien.

Er setzte sich, so gut es ging, in eine Bank, dabei die zu lang gewordenen Beine, die über das Pult hochstanden, möglichst einziehend. Zu denken, daß er in diesen selben Bänken einmal ganz bequem gesessen hatte! Er erkannte sie sofort wieder; sie waren noch genauso wie damals, voller Tintenflecken und Inschriften, die mit dem Taschenmesser eingeritzt worden waren. Hier hatte Luisillo gesessen, dort Thomas; dort Juan, der Bürgermeister — er mußte lächeln —, dort Anton und hier, er selbst. Er suchte weiter. Nach ihnen waren noch viele gekommen, mit neuem Tatendrang, die auch ihre Spuren hinterlassen hatten, und es war schwierig, die älteren zu finden. Aber eine Inschrift zum mindesten mußte er noch herausbekommen, eine tief gekerbte, die sich ihm so eingeprägt hatte, wie das, was von jenem unvergeßlichen Tag her, an dem sie ihm beim Spielen einen Kuß gab, sein Herz erfüllte. Er suchte Pult um Pult ab; ja, hier stand's: ROSA. Wie viele Jahre war das her!... Und wozu alles, großer Gott?...

Aber er mußte nun weg. Er stand auf und ging zur Tafel vor. Da lagen noch ein paar Kreidestückchen. Er nahm eines auf, und so als ob er, wie so oft als Erwachsener später, den Kleinen die Schönschreibaufgabe vorzumalen hätte, schrieb er mit seiner besten Schrift dort an:

«Heute, den 7. September 19...»

Unsinn! Er warf die Kreide weg — was sollte dies auch —, nahm sie aber wieder auf und schrieb aufs neue darunter:

«Herr, hab Erbarmen mit Deinem Dorf.»

Er warf einen letzten Blick ins Zimmer. Hinter den Fensterscheiben war der vertraute Hang mit den saftigen Wiesen und einem einzelnen, verträumten Baum zu sehen. Es kam ihm vor, als ob er das jetzt auf eine seltsam fremde Weise sähe, wie hinter einer Wasserwand, ja, bei Gott, so, als ob sie schon ertrunken wären. Er betrachtete das Zimmer, und — das war kein Trugbild — da schwankten nun die Pulte auf und nieder, fast wie das Binsenröhricht, und die Landkarte von Spanien zitterte wie das Gras auf dem Flußgrund, bereits ertrunken, ja ertrunken.

Schwankend ging er zur Türe. Auf den Steinstufen lag «Moro»,

friedlich in der Sonne hingestreckt; er wartete auf ihn, vertraute ihm. Er fühlte, wie das Wasser, die Ebbe und Flut in seinem Innern, hochdrängte, wie's seine ganze Brust füllte und alle Dämme niederriß — und er ließ sich auf die Stufen fallen, von Schluchzen geschüttelt. Die Tränen stürzten ihm wie ein Strom aus den Augen und badeten sein Gesicht; sie tropften noch auf die Stufen und ließen auch die feucht werden. So weinte er lange, und fast wäre er über dem Weinen eingeschlafen.

Es war das Geheul des Hundes, das ihn aufrüttelte. Dieser war wieder davongelaufen; er hatte erraten, daß auch er das Dorf verlassen wollte und war zum Hauptplatz zurückgerannt, wo er im Angesicht der Berge seine jammervolle Klage zum Himmel schickte.

«Moro, hierher!»

Aber «Moro» hörte nicht auf ihn.

Er nahm seinen Weg wieder auf. Es war schon spät geworden, und er war müde. Was hatte er doch in der Hand, was da so zog? Ach ja, die Puppe!...

«Nun, du traurige Puppe, wird's aber Zeit, daß wir uns aufmachen...»

Er rief nocheinmal:

«Moro! Moro! Hierher! Komm doch!»

Ein langgezogenes Heulen war die Antwort.

Er ging langsam weiter. Das Dorf blieb allmählich zurück. Als er auf der Höhe des Berghangs angelangt war, drehte er sich noch einmal um und sah hinunter: da lag es, geduckt um seinen Kirchturm, der keine Glocken mehr trug. Und wie eine Klage ohne Ende stieg aus seiner Mitte das Geheul des Hundes auf. Er rief, er bettelte, und die Stimme versagte ihm fast dabei:

«Moro, Moro, komm doch...»

Aber der Hund dort unten heulte und heulte.

Langsam wandte er sich ab, der Landstraße zu. Dann schritt er dahin. Die Puppe wurde ihm seltsam schwer: er nahm sie in die andere Hand.

Autorisierte Übertragung aus dem Spanischen von Thekla Lepsius

Eulalia Galvarriato ist die Gattin des Kritikers und Dichters Dámaso Alonso, des bedeutendsten spanischen Theoretikers der modernen Lyrik. Neben verschiedenen Erzählungen wie «Tres Ventanas», «Fin de jornada» und der vorliegenden hat sie den Roman «Cinco Sombras en torno a un costurero» veröffentlicht.